

(Malerhand)

Im Malerh. v. W.

Erinnerungen
des Kunstmalers Hans Schroedter
† Hansen v. W.

Die 8 Familien, die das friedliche Strässchen bewohnten, lebten unter einander in freundlichen Einvernehmen. Es waren meistens ältere Herrschaften in ähnlichen Verhältnissen, die sich hier auf einen ruhigen und behaglichen Lebensabend eingerichtet hatten.

D a s W a l d h a u s .

Als ich mich in den Flegeljahren befand, verabfolgte mir mein sonst so gütiger Vater einmal eine gewiss wohlverdiente Ohrfeige - die einzige, deren ich mich erinnern kann - die mich vom einen Ende des Zimmers an's andere beförderte; in Verbindung mit diesem peinlichen Erlebnis hat sich mir der Ort, wo es mir zusties, dauernd eingeprägt als einziger Teil unserer damaligen Wohnung. Es lag nicht an mir, wenn mein Gedächtnis nicht mehr solcher Hilfen empfing - mein Vater hätte es "in der Hand" gehabt - und so kam es, dass mir an die Lokale, in denen ich aufwuchs, also an das wirkliche Elternhaus kaum eine Erinnerung geblieben ist. Wir wohnten in Mietwohnungen, die schmerzlos gewechselt wurden, so oft Familienzuwachs oder sonstige Gründe es erforderten, die im Ganzen unpersönlich blieben und deren Bild sich in der Erinnerung schnell verwischte.

Mit dem Hause meiner Grosseltern war das anders. Dort hatte sich, so lange ich denken konnte nie etwas verändert. Noch heute kann ich mir jeden Winkel genau vorstellen, jedes Stück der Einrichtung, die Bilder, Altertümer und Merkwürdigkeiten und auch den Geruch von getrocknetem Laub und altem Papier, den das umfangreiche Herbarium meines Grossvaters um sich verbreitete. Zwischen Gegenständen des Alltags träumten Reliquien vergangener Jahrzehnte eines an Glück und Sorgen reichen Künstlerlebens. Alles war geädelt durch einen feinen persönlichen Geschmack und umhaucht von einem Geist, dem ich mich verwandt fühlte. All das aber war eng verbunden mit dem Erlebnis meiner Jugend von Anfang an und blieb mir Heimat bis zu meinem 20. Jahr.

Er hatte in seiner Jugend die Anfänge der deutschen Eisenbahn, und in Das grosselterliche Haus lag unmittelbar am Walde und hiess kurzweg das Waldhaus. Hinter der kurzen Häuserzeile, deren letztes best war, lagen die Gärten und hinter diesen der Park der Kommandantur. An das Waldhaus und seinen Garten schloss sich der Wald. Der ganze Gartenkomplex war mit hochragenden Bäumen bestanden, deren Wipfel die Häuser fast überragten. So lag die Gartenseite der Häuser mit ihren grossen Veranden ganz im grünen Naturfrieden, abgeschlossen gegen Anblick und Lärm der Stadt. Eine fast ländliche Stille herrschte hier, nur belebt von vielstimmigem Vogelgezwitsche und sanftem Rauschen der Wipfel und mehrmals in der Woche unterangenehm unterbrochen durch die schönen Gartenkonzerte der Kommandantur.

Die 8 Familien, die das friedliche Strässchen bewohnten, lebten unter einander in freundlichem Einvernehmen. Es waren meistens ältere Herrschaften in ähnlichen Verhältnissen, die sich hier auf einen ruhigen und behaglichen Lebensabend eingerichtet hatten.

Der nächste Nachbar des Waldhauses war mein anderer Grossvater, August Nottebohm. Er war nach Geburt und Abstammung Westfale, hatte seine Mannesjahre als Baumeister im Dienste der Thiel-Winkler'schen Gewerkschaft in Kattowitz verlebt und dann nach der Verheiratung meiner Eltern diesen folgend sich ^{Karlsruhe} ebenfalls diese Stadt als Ruhsitz gewählt. So kam es, dass meine beiden Grossväter Nachbarn wurden. Grossvater Nottebohm war von Gestalt gross, breitschultrig u. schwer; in seinem Wesen waren Ernst und sehr strenge Grundsätze verbunden mit Sinn für Humor und Behaglichkeit. Er war ein grosser Freund der Musik und der Naturwissenschaften. Seine erste Frau war gestorben, bevor die 5 Kinder erwachsen waren. Er heiratete danach die Wittve seines Freundes Kampmann, welche 2 Söhne in die neue Ehe mitbrachte und auch ihm noch eine Tochter schenkte. Sie wurde ihm eine gute Hausfrau, blieb aber den Kindern aus seiner ersten Ehe eine Fremde. Als er die Augen schloss, fielen die so verschieden gearteten Teile der Familie auseinander. Frau Nottebohm zog mit ihrer Sippe in das alte Grötzinger Schloss, das sie gekauft hatte, und das Waldhaus bekam einen neuen Nachbar.

Zwei Häuser weiter hatte sich ein anderer Verwandter angesiedelt, der Geheime Rat Franz Grashof. Er war verheiratet mit einer Schwester meines Grossvaters Nottebohm, Henriette, genannt Tante Jettchen.

Franz Grashof war ein stiller Gelehrter, dessen Einfachheit u. zurückgezogene Lebensweise nicht ahnen liessen, was für ein angesehenener und gefeierter Mann er war.

Er hatte in seiner Jugend die Anfänge der deutschen Eisenbahn, und in seiner Vaterstadt Düsseldorf die ersten Rheindampfschiffe erlebt und die die deutsche Bewegung von 1848. Diese Erlebnisse hatten in ihm den Entschluss gezeitigt, in der deutschen Kriegsflotte, deren bescheidene Anfänge damals entstanden, zugleich der Technik und dem Vaterland zu dienen. Da aber hierzu die Vorbildung auf einem Handelsschiff verlangt wurde, so trat er zunächst eine Seereise an, die ihn 2 Jahre lang in allen Weltmeeren herumführte. In dieser Zeit erkannte er seine Bestimmung zum Gelehrten. Sein Leben fiel zusammen mit dem ungeheuren Aufschwung der deutschen Industrie, an dem er als Gelehrter und als Organisator bedeutsamen

Anteil nahm. Er rief den Verein deutscher Ingenieure ins Leben, führte ihn ein Menschenalter lang und half ihn ausbauen zu der mächtigen Organisation, die bald die ganze deutsche Ingenieurwelt umfasste. Seit 1863 wirkte er als geschätzter Lehrer an der technischen Hochschule in Karlsruhe. In all seinem Wirken war er ein deutscher Mann und sah auch in der Technik und Ingenieurkunst Träger des deutschen Staatsgedankens.

Tante Jettchen war eine hagere Gestalt mit schmalen langen Gesicht und dunklen Augen, die ebenso ernst wie schalkhaft blicken konnten, und einer tiefen begütigenden Stimme. Gleich ihrem Gatten erschien auch sie im Äusseren höchst einfach und gar nicht als Geheimrätin, trug Haare und Kleidung nach alter Mode und hielt auch an der Sprechweise ihrer westfälischen Heimat fest trotz jahrzehntelanger Ansässigkeit in Süddeutschland. Ihre beiden Töchter, einstmals gefeierte Schönheiten, waren verheiratet, der einzige Sohn Gymnasialprofessor. Nun lebten die beiden Alten still und behaglich bescheiden und ohne Sorgen. Verkehr pflegten sie nicht.

Ein besonderes Verhältnis hatte Tante Jettchen zu den Tieren, und es war köstlich anzusehen, wenn sie mit ihrem Strickzeug auf der Veranda sass, umgeben von einer lebhaften Schar gefiederter Gäste, mit denen sie sich unterhielt. Die Gärten mit den hohen Bäumen, Nist- und Futterplätzen waren ein Vogelparadies; sicher vor Verfolgung näherten die Tierchen sich ohne Scheu den Menschen. Zu Niemand aber waren sie so zutraulich, wie zu Tante Jettchen. Sie kamen zu ihr auf den Tisch und auf die Stuhllehne, und sie hatte stets Körner und Krumen für sie bereit; sie sprach mit ihnen westfälisch, rief die zögernden, ermutigte die ängstlichen und schalt die zudringlichen, wie sie's verdienten. Vom Walde kamen die Eichhörnchen, hüpften die Treppe herauf, sassen plötzlich auf dem Tisch oder sprangen flink durch die offene Tür in's Zimmer, um sich aus der ihnen wohlbekannten Vorratsschale mit Birnen oder Nüssen selbst zu bedienen.

Ich lernte das feine stille Wesen des Onkels und die köstliche Eigenart der Tante immer mehr schätzen, je reifer ich selbst wurde. Als meine Eltern von Karlsruhe fortzogen und ich allein zurückgeblieben war, um das letzte Schuljahr zu absolvieren, da machte es mir Freude, hin und wieder den Abend bei den Alten zu verbringen. Der Onkel hatte einen Schlaganfall erlitten, von dem er sich zwar wieder erholt hatte, doch musste er seinen Lehrberuf nun aufgeben und sollte sich schwerer wissenschaftlicher Arbeit überhaupt enthalten. Seitdem hatten sich die beiden Alten angewöhnt, nach dem Abendessen ein harmloses Kartenspielchen mit einander zu machen, woran ich mich manchmal

manchmal beteiligte.

Eines Abends ging ich wieder hin, um mir des Onkels Hilfe bei einer schwierigen Logarithmenrechnung zu erbitten, mit der ich mich schon den ganzen Nachmittag vergeblich geplagt hatte. Ich traf die Beiden beim Kartenspiel. Der Onkel sah sich meine Rechenaufgabe an, ohne die Karten aus der Hand zu legen, und begann das Spiel. Als die Runde beendet war, legte er in seiner ruhigen Weise die Karten auf den Tisch, nahm den Bleistift und schrieb fliessend die Lösung der Aufgabe nieder. Ich bekam einen grossen Respekt vor ihm.

Meinen Grossvater Adolf Schroedter habe ich wohl noch erlebt, oder vielmehr er mich. Er hat diese Tatsache selbst noch protokolliert in einem kleinen Bildnis, welches er 8 Tage nach meinem Erscheinen zeichnete. Ich habe nur wenige unbestimmte Erinnerungen an ihn, von denen ich nicht einmal ganz sicher weiss, wie weit sie auf eigenen Eindrücken beruhen und wie weit auf nachträglich Gehörtem. Immerhin sind sich unsere Lebenskurven im Ab- und Anstieg noch begegnet. Sein Bild steht im Anfang meiner Erinnerungen, das Bild eines kranken Mannes im Lehnstuhl, der zwischen den Schmerzen, die ihn peinigten immer noch Scherze und Schelmereien fertig brachte. Eine auswärtige Zeitung hatte ihn vorzeitig tot gemeldet, und ein Freund, der das las, schrieb der Grossmutter einen teilnahmsvollen Brief. Die Grossmutter verbarg diesen Brief vor ihrem Mann, aber der erwischte ihn doch und sandte dem Freund eine Antwort aus dem Fegfeuer voller Reue über die begangenen Sünden und Ratschlägen an den Freund für das diesseitige Leben. Als mein Grossvater im Jahre 1875 starb, war ich 3 Jahre alt. Die Grossmutter überlebte ihn noch um 17 Jahre. In diesem Zeitraum wurde mir das Waldhaus Heimat.

Wenn ich mir das Bild meiner Grossmutter in's Gedächtnis zurück rufe, so erscheint sie mir zumeist an ihrem schönen gothischen Arbeitspult sitzend, welches immer umstellt war von Blumen, schönen Blattpflanzen und zierlichen Farnkräutern. In die Vorderseite des hohen Pultaufsatzes war in einem zwickelförmigen Ausschnitt das Bild eines knieenden ritterlichen Brautpaares eingelassen, vom Grossvater gemalt. Das schöne Möbel mag wohl ein ganz frühes Geschenk von ihm gewesen sein und eine Erinnerung an eigenes junges Glück.

Hier sah ich meine Grossmutter sitzen als alte Frau über ein aufgespanntes Pergament gebeugt, das sie kunstvoll mit Blumen und Sprüchen bemalte. Durch die Fenster schaute der grüne Wald herein. Im bewussten Gegensatz dazu standen die pompejanischroten Wände des geräumigen Zimmers, behängt mit vielen Bildern in altmodischen Gold-

rahmen, Früchten eigenen Fleisses und Erinnerungen an Freunde. Auf den Füllungen der hohen mattschwarzen Türen schwebten in Gold gemalte Genien mit Attributen ländlichen Naturlebens, Auch die ganze Einrichtung war von gewählter Besonderheit und zeugte von einem feinen persönlichen Geschmack.

Ebenso war's in den andern Räumen. An das grosse Zimmer anschliessend befand sich ein kleines dämmeriges Kabinett, an dessen Wänden alte Musikinstrumente und andere Kuriositäten hingen. Eine enge dunkle Treppe führte von hier in das Schlafzimmer der Grossmutter hinauf. In den Raum unter der Treppe waren Wandschränke eingebaut, in denen die Grossmutter neben anderen Dingen ihre Weihnachtsgeschenke verbarg, welche sie das ganze Jahr hindurch, wenn immer eine günstige Gelegenheit sich bot einkaufte;- kam dann das Weihnachtsfest so war sie stets gerüstet, allen eine sinnige Freude zu machen.

Das ganze Haus ist mir durch eine lange Reihe von Jahren mit all seinen Winkeln vertraut und heimelig geworden, wie keine andere Stätte und wurde mir bedeutungsvoller je mehr ich heranwuchs und erlebte.

Die Bildung jener Zeit, da die Grossmutter jung war, war noch beherrscht von den geistigen und sittlichen Idealen, welche unsere grossen klassischen Dichter verkündet hatten, und sie hat nie aufgehört, diesen Idealismus im Leben wie in der Kunst zu bekennen und nach ihm zu leben, auch als die übrige Welt längst materialistisch geworden war. Goethe war ihr Führer während ihres ganzen Lebens; sie war ebenso in seinen Dichtungen zu Hause wie in seiner Spruchweisheit, die sie oft anwandte. Tagebücher aus ihren jungen Frauenjahren, da sie aus den kleinen Gummersbacher Verhältnissen in das bewegte geistige und gesellige Leben Düsseldorfs versetzt sich oft unsicher fühlen mochte, bekunden, wie sie sich selbst immer Rechenschaft gegeben, ihre Fehler und Mängel zu erkennen getrachtet, ihr Urteil über Menschen und Bücher geübt und sich bestrebt hat, an allem zu lernen und sich zu bilden in goetheschem Sinn. Ihr auf's Hohe und Edle gerichteter Geist hob auch ihre Umgebung. "Man muss von den Menschen immer das Beste erwarten!" war einer ihrer Grundsätze, und es fiel in der Tat keinem ein das schöne Vertrauen, das sie allen entgegenbrachte, zu missbrauchen. Für das Niedrige und Gemeine hatte sie kaum ein Verständnis. Klatsch duldete sie nicht. Ein Mensch, der irgendeinem Ideal lebte, war ihrer Teilnahme sicher, auch wenn er irrte und sündigte. Obwohl auf bescheidene Einkünfte gestellt, war sie in Geldsachen doch ziem-

lich unbekümmert. Sie erklärte, dass Geld sei es nicht wert, dass man sich darüber ärgere, und gab mir damit eine Weisheit mit auf meinen Lebensweg, die es mir später wesentlich erleichtert hat, die materielle Not, die nach dem Kriege über uns alle kam, mit ruhigem Gemüt zu ertragen. Auch sonst verdanke ich ihr manche gute Lehre und Zurechtweisung. Sie gab sie meistens in einer Form, die mir unauslöschlichen Eindruck machte. Eines Tages, ich mochte etwa 13 Jahre alt gewesen sein, hatte ich meiner Grossmutter erklärt, ich wolle Naturforscher werden. Obwohl meine Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen ebenso auf sie wie auf den Grossvater zurückging, so war sie doch mit meinem Plan garnicht einverstanden.

"Du sollst Maler werden, sagte sie, Du musst das Talent, das Du von Deinem Grossvater geerbt hast, weiter entwickeln. Dein Grossvater ist einst vom Handwerk ausgegangen, er hat als Kupferstecher angefangen und ist ein grosser Zeichner geworden. Du sollst das weiter bilden und ein grosser Maler werden."

Diese Worte machten mit tiefen Eindruck. Ich fühlte mich geehrt in solcher Weise mit dem Genie meines Grossvaters verbunden zu sein. Mein Zeichnen wurde mir wieder wichtiger, und es blieb mir von dieser Unterhaltung an selbstverständlich, dass ich Malerwürde.

Meine Grossmutter war selbst Malerin. Der Grossvater hatte einst seine begabte junge Frau in der Technik der Aquarellmalerei unterwiesen, in der er selbst ein grosser Meister war. Er hatte ihrem Blick die Schönheit mittelalterlicher Buchkunst erschlossen, und sie hatte sich in Nachbildung der alten Schriften, besonders der farbenprächtigen und fantastisch verschlungenen Initialen geübt, um sie dann in freier selbstschöpferischer Nachbildung zu verwenden. So malte sie schöne Sprüche, je nach ihrem Sinn bald in feierlicher, bald in heiter arabeskenreicher Schrift, umrahmte und durchflocht sie mit Blumen und zierlichem Gerank und schuf sich so aus ihrem Talent, ihrer Blumenliebe und ihren poetischen Neigungen eine anmutige und ganz persönliche Kunst. Zahlreiche Gedenk- und Gelegenheitsblätter entstanden zu festlichen Anlässen oder zur täglichen Erbauung, oder auch Folgen von Blättern unter einem sinnigen Leitgedanken zusammengestellt, die gedruckt wurden und als Mappen im Kunsthandel erschienen. Es ist sehr zu bedauern, dass die Verfalligungstechnik damals noch keine bessere Wiedergabe der schönen Originale erlaubte. So ging beim Druck viel verloren. Mit den heutigen vollkommeneren Verfahren wiedergegeben, würden diese Werke noch manchen Beschauer erfreuen.

Nie hat meine Grossmutter ~~Aufhebens~~ von ihrer Kunstfertigkeit gemacht. Sie sprach nicht von ihren Werken und führte sie nicht vor. Als nach ihrem Tode ein Teil ihrer Arbeiten ausgestellt wurde, waren diese für viele ~~eine~~ grosse Überraschung, und Künstler, die jahrelang im Hause verkehrt hatten, gestanden beschämt, dass sie von dieser Betätigung keine Ahnung gehabt hätten.

Die Häuser Schroedter und Lessing waren in den 60er Jahren Mittelpunkte gesellschaftlichen Lebens, um die sich nicht nur die geistige Auslese der Residenz scharte sondern häufig auch auswärtige Berühmtheiten einfanden.

"Abwechselnd im Hause von Lessing und Schroedter, so erzählt Anton von Werner in seinen Erinnerungen, versammelte sich an jedem Sonntagnachmittag zum Kaffee alles, was an dem geistigen Leben Karlsruhes Anteil nahm, Gelehrte und Künstler, Maler und Musiker, Schauspieler und Sänger, Einheimische und Auswärtige. Und was dort getan und getrieben wurde? Vor allen Dingen nicht so viel gegessen und getrunken als heute Stil und zur Geselligkeit notwendig ist, und weiterhin alles das, was geistvolle und heitere Menschen im Stande sind, um ohne Zwang und Anstrengung ein paar Stunden miteinander zu verleben, von denen man am Schluss bedauert, dass sie nicht länger gewesen sind. Ich erinnere mich eines solchen Nachmittags im Schroedterschen Hause, wo Ferdinand Hiller aus Köln und Moritz Hartmann aus Stuttgart, deren Oper "Die Katakomben" gerade im Hoftheater zur Aufführung kam, sowie Paul Heyse, dessen "Ludwig, der Bayer" in Vorbereitung war dort gegenwärtig waren; Frau Klara Schumann spielte und Emilie Genast sang, später kamen noch Eduard Devrient und Gustav Freytag dazu. Weitergehörten zu dem Kreis der Begründer der modernen Maschinenbauwissenschaft, Redtenbacher, der Historiker Professor Baumgarten und dessen Schwager, der spätere Minister Jolly, A. von Weech, der Musiker Kalliwoda, Levy und Johannes Brahms, später Alfred Woltmann und andere. Da gab es wahrlich für einen jungen lernfreudigen Menschen viel zu hören und zu lernen. Auch Berthold Auerbach, so oft er im badischen Lande weilte, ein stets gern gesehener Gast im Lessingschen Hause." Soweit Anton von Werner.

Damals war es auch, dass die Beziehungen Hans Thomas zu unserm Hause begannen, die später für mich so bedeutungsvoll wurden. Es ist bekannt, wie schlecht er damals allgemein behandelt wurde, wie seine der Konvention widersprechenden Bilder fast nur Hohn und Ablehnung fanden, und selbst der sonst so weitherzige Karlsruher Kunstverein sich ihm verschloss. Um so mehr muss ihm die herzliche Aufnahme und

Ermutung wohlgetan haben, die er bei meinen Grosseltern fand.

Er schrieb darüber an seine Schwester Agathe:

"Ich bin oft bei der liebenswürdigsten Familie am Abend im Garten vor dem Tore und helfe arbeiten. Ich habe schon ein ganzes Stück Feld zurecht gemacht und mit Bohnen bepflanzt - die mir gehören sollen, wenn sie reif sind. Diese Familie ist die des Professors Schroedter, und ich wäre froh, wenn Du, Agathe, besonders die zwei Töchter einmal kennen lernen würdest. Sie würden gute Freundinnen mit Dir werden. Wenn ich bei ihnen bin, ist mir, als wäre ich daheim. Die eine ist etwas älter, die andere etwas jünger, als Du, Agathe, nur ist die Ältere eine wahre Riesin an Grösse; es ist in Bernau kaum ein so grosses Mädchen. Nach der Arbeit sitzen wir im Gartenhaus und essen Sauermilch oder trinken Thee und sind schon oft, besonders wenn noch mehr Bekannte gekommen sind, bis gegen 10 Uhr im Garten gesessen."

Das Schrieb er der Schwester nicht, dass Adeline, die jüngere, es seinem Jünglingsherzen besonders angetan hatte, wie auch dem seines Freundes Steinhausen, der oft mit ihm kam. Er hört hat sie keinen von beiden. Thoma malte damals ein grosses Bild von ihr mit einem Feldblumenstrauss, der auf einem Tische stand. Als das Bild fertig war, wurde es der Gesellschaft, die sich wie üblich am Sonntag Nachmittag einfand, vorgeführt. Aber da ging es ihm nicht besser, als den übrigen damaligen Bildern Thomas: die Gesellschaft lehnte es ab. Zwiefach enttäuscht hat Thoma es zerstört, nur der Feldblumenstrauss blieb erhalten. Ich sah ihn 34 Jahre später in London im Hause meiner Tante Adeline, ohne zu wissen, wer ihn gemalt hatte. Er hatte war ganz schlicht und treu gemalt und hatte gar nichts Auffallendes an sich und zog doch inmitten seiner englischen Umgebung jedesmal meine Blicke geheimnisvoll auf sich, als wolle er den Landsmann in der Fremde heimlich grüssen, bis ich schliesslich meine Tante nach der Herkunft des Bildes fragte. Da erzählte sie mir seine Geschichte.

Schriftsügen der Grossmutter die Aufschrift:

Nach dem Tode ihres Manns setzte die Grossmutter diese Art von Geselligkeit fort und jeden Sonntag Nachmittag stand ihr Haus Freunden und Gästen offen.

Die Töchter hatten geheiratet und waren fortgezogen. Um das Haus besser auszunützen, nahm die Grossmutter Pensionärinnen auf, Die teils bei ihr selbst Malunterricht nahmen, teils an anderen Stätten ihren Studien nachgingen.

Zu ihren Schülerinen gehörte auch die Grossherzogin Luise, die in ihr nicht nur die Künstlerin schätzte, sondern ebenso die geistige Frau und Freundin; auf ihr Urteil in künstlerischen und menschlichen Fragen hielt sie grosse Stücke. Die Grossherzogin richtete im Schloss eine regelmässige Malstunde ein, an welcher ausser ihr selbst noch einige Damen des Hofes teilnahmen. Man malte, las vor und besprach das Gelesene und wohl auch noch sonst allerlei. Die Grossherzogin arbeitete an einer Familienchronik, deren reich künstlerische Ausstattung die Grossmutter leitete und später ganz besorgte.

Wenn wir Kinder nicht mit dem Vater spazieren gehen durften, dann pflegte die Mutter uns zu den Sonntagnachmittagen in's Waldhaus mitzunehmen. Wir wurden dort in einem Raum, in dem wir die Grossen nicht störten, untergebracht und mit Bilderbüchern und Kuchen beschäftigt. Mit beidem waren wir aber in der Regel schnell fertig. Auf der Suche nach neuen Betätigungen schlichen wir Buben einmal auf den Speicher, den wir bis dahin noch nicht richtig durchforscht hatten. Wir gerieten an einen alten Holzkoffer, den wir beim Öffnen bis zum Deckel mit Briefen gefüllt fanden. Die Briefe steckten alle in ihren Umschlägen, diese aber waren mit alten Briefmarken beklebt aus der Zeit, da es noch keine deutschen Marken gab, sondern badische, preussische, bayrische, sächsische u.s.w. Da waren Marken der allerersten Ausgaben, und Briefe, die statt Marken, die statt Marken, die damals noch nicht erfunden waren, nur einen Aufdruck trugen.

Da wir gerade angefangen hatten, wahllos Briefmarken zu sammeln, so machten wir uns gierig über den Fund her, rissen von den Umschlägen die Ecken mit den Marken ab und warfen, nachdem wir den Koffer bis auf den Grund durchwühlt und ausgeplündert hatten, die Briefe wieder hinein. Da fiel unser Blick auf einen Brief, welcher zu oberst im Koffer gelegen haben musste, den wir aber nicht beachtet hatten, weil er keine Marke hatte. Er war verschlossen und trug in den Schriftzügen der Grossmutter die Aufschrift:

"Nach meinem Tode zu öffnen."

Wir waren erschrocken, als hätte uns eine Stimme aus dem Jenseits angerufen. Wir blickten betreten auf den Brief und hatten auf einmal ein ganz schlechtes Gewissen. Dann sperrten wir den Koffer, der uns unheimlich geworden war, wieder zu, schlichen die Treppe hinab und beugten uns mit heuchlerischer Artikeit über unsere Bilder-

bücher. Unsere Abwesenheit war nicht bemerkt worden, und wir erhielten ob unseres ruhigen Benehmens sogar ein Lob.

Als wir in der Schule mit unserem Fund prahlten, erbot sich ein erfahrenerer Kamersd, uns beim Sortieren und Bestimmen der Marken zu helfen und handelte dann uns ahnungslos alles, was Wert hatte ab gegen eine kindliche Blechtrompete und einigen ähnlichen Tand. Dann, als er seine Beute in Sicherheit hatte, machte er sich noch das Vergnügen, uns über den wahren Wert derselben aufzuklären.

Das letzte Schuljahr lag vor mir, als mein Vater seine Stellung wechselte und mit der Familie nach Cannstadt übersiedelte. Ich allein blieb, um den Schülwechsel zu vermeiden, in Karlsruhe u. zog nun in's Waldhaus ein in ein behagliches Dachstübchen, aus dessen Fenster ich gerade in die grünen Eichenwipfel hineinschaute.

Das Jahr, welches ich hier verlebte wurde das schönste meiner Jugend. Das mir so liebe Haus, das Leben ausserhalb der Stadt, die Freiheit, die mir meine verständige liebe Grossmutter liess, das geistige und seelische Erwachen, welches sich zur gleichen Zeit in mir vollzog, Freundschaft und erste Liebe, das alles erlebte und genoss ich mit der ganzen Bereitschaft und Romantik meiner 18 Jahre. Es liegt für mich ein unvergesslicher Schimmer gebreitet über dem Erinnerungsbilde dieser Zeit.

Meine Grossmutter besass die kluge Fähigkeit zu erziehen ohne es fühlen zu lassen; ein beiläufiges Wort von ihr machte mir oft einen stärkeren Eindruck als erzieherliche Lehren und Ermahnungen. Damit gab sie mir auch eine Lehre, die ich mir für mein späteres Leben gemerkt habe.

Auf dem Gymnasium hatte ich das Glück, in diesem letzten Jahre einige Lehrer zu haben, zu denen wir Schüler mit der grössten Achtung aufblickten. Da war vor allem der seinen einstigen Schülern unvergessliche Direktor Gustav Wendt. Der las mit uns die griechischen Dichterwerke. Er kannte sie alle auswendig und kam stets ohne Buch in die Klasse, plagte uns nicht mit Vokabeln und Grammatik, deren Beherrschung er bei seinen Oberprimanern als selbstverständlich voraussetzte. Aber er liess und den hohen Geist und die Schönheit der griechischen Dichtung offenbar werden, sodass mir das Griechische zum Lieblingsfach wurde.

In meinem Dachstübchen traf sich wöchentlich einmal ein kleiner Kreis von gleichgesinnten Kameraden. Da wurden Dichterwerke,

von denen der Schulunterricht nur kurze Proben vermitteln konnte, im Zusammenhang gelesen und über Kant und Spinoza disputiert.

Spinoza ist mir damals zu einem grossen geistigen Erlebnis geworden. Die Widersprüche zwischen wachsender Naturerkenntnis und angelernten Glaubensvorstellungen hatten mich den letzteren bereits entfremdet. Ihres biblischen Märchengewandes entkleidet standen die grossen Fragen nach Anfang und Ende, nach Gott und Unsterblichkeit vor meiner Seele und liessen sich weder beantworten noch abweisen. Es erschien mir undenkbar, dass Gott etwas tun oder zulassen könnte, was den Naturgesetzen widerspräche; im Gegenteil, je mehr sich mir die Gestzmässigkeit der Schöpfung offenbarte, um so mehr erschien mir gerade sie als das göttlichste aller Wunder und als das höchste Prinzip, vor dem sich auch die göttliche Allmacht bescheiden musste. Das Himmelreich mitsamt dem guten alten Zauberer war aus meiner Vorstellungswelt verschwunden. Ich suchte den Gott, an den ich glauben konnte und an den ich glauben wollte, und fand ihn nicht. In diesem Zustand, von quälenden Zweifeln erfüllt, wurde ich mit der Philosophie Spinozas bekannt, und gefesselt von ihrem grossen Gottesgedanken, vertiefte ich mich in sein Werk. Hatte schon die mathematische Klarheit dieses grossen Gedankengebäudes eine suggestiv beruhigende Wirkung, so befreite mich vollends der Inhalt von der Unruhe meiner Zweifel. Ich fand Gott wieder, aber nicht mehr den Gott als persönliches Wesen, das ausser und über den Dingen dieser Welt thront, sondern in jedem Ding und Wesen und in mir selbst. Der biblische Gegensatz von Gott und Welt verschmolz mir zur tröstlichen Einheit. Noch lange blieb Spinozas Ethik mein ständiger Begleiter.

Das Waldhaus selbst bot meinem damaligen Bildungseifer und im besonderen meiner Freude am Romantischen und Altertümlichen reichen Stoff. In einem stillen Winkel stand seit langem unberührt meines Grossvaters Bibliothek. Da lagen und standen dicke Folianten mit schweinsleder-überzogenen Holzdeckeln und vielen Holzschnitten Chroniken und Volksbücher in den ältesten Ausgaben, da standen die Werke von Shakespeare und Cervantes, alte Ausgaben der deutschen Klassiker und Romantiker, Werke der schönen Litteratur, die man las zu der Zeit, da der Grossvater jung war. Unter den Büchern lagerten in breiten Fächern Mappen mit alten Stichen von Dürer, Aldegrevier, Lukas von Leyden, Beham, Chodowiecki, Riedinger, Handzeichnungen von Freunden und Zeitgenossen der Düsseldorfer Zeit, von Lessing, Cornelius, Schirmer und vielen anderen.

Die alten Bücher standen in engster Beziehung zur Kunst meines Grossvaters. In ihnen hatte seine launige Phantasie die Anregungen gefunden zu den abenteuerlichen Gestalten, die für ihn so bezeichnend geworden sind, den Don Quixote, Fallstaff, Münchhausen, Eulenspiegel u.s.w. Hier waren die Quellen dieser mir so vertrauten Kunst. Die unscheinbaren abgegriffenen Einbände, vergilbte ~~die~~ Lesezeichen und Bleistiftvermerke waren Andenken an ein liebevolles Verhältnis und an eine schwärmerische Zeit voll Übermut und Romantik und junge Meisterschaft.

Das war vor zwei Menschenaltern gewesen. Nun schlummerten sie still im Winkel, während nebenan im Salon die von Anton von Werner illustrierten Werke Scheffels in grossen, reich mit Goldpressung verzierten Prachtbänden protzten, wie die neuere Zeit sie bevorzugte. Ich verehrte Scheffel und bewunderte die Bilder Werners zu seinen Dichtungen, die mir heute noch lieber sind, als alle seine späteren Werke, aber meine Liebe galt jenen bescheiden gekleideten alten Büchern, die ich wie eine teure Reliquie verehrte, und meine Grossmutter machte mich ganz glücklich, als sie bestimmte, dass das ganze Büchergestell mit seinem Inhalt einmal mein Eigentum werden sollte.

Es wäre undankbar, wenn ich nicht auch noch eines anderen geistigen Förderers mich erinnern wollte. Ludovicus Mainzer war Privatlehrer und nährte sich von der Dummheit oder Faulheit der Herren Gymnasiasten, denen er Nachhilfestunden gab. Der geborene Schulmeister, hatte er, aus ganz einfachen Verhältnissen stammend, sich den grössten Teil seiner Gelehrsamkeit selbst angeeignet und noch als bärtiger Familienvater das Abitur nachgeholt. Auch ich und meine Lesekameraden hatten in früheren Jahren zeitweilig zu seiner grossen Kundschaft gehört und waren seitdem mit ihm in freundschaftlicher Fühlung geblieben. Er nahm Anteil an unserer Entwicklung und unseren Studien und lud uns ein, ihn manchmal Abends zu besuchen, was wir auch taten. Stets fanden wir ihn dann in ein Buch vertieft, und über seinem Scheitel schwebte ein wogender Schleier von Tabakrauch, der ihm notwendiger zu sein schien, als frische Luft. Er war überhaupt unvorstellbar ohne seine lange Pfeife und dicke Rauchwolken ausstossend. Schnell brachte er eine Diskussion in Gang über das, was er gerade las, oder über sonstige wissenschaftliche oder philosophische Fragen oder auch über einen modernen Roman. Das Künstlerische lag ihm fern, er blieb auch den Werken der schönen Literatur gegenüber der Schulmeister, hatte stets den Bleistift zur Hand und schrieb

seine Zensuren an den Rand: oho! Blödsinn! sehr gut! Er trieb uns an, unsere verschiedenen Meinungen gegeneinander zu verfechten, focht selbst mit. duldete keine unklaren Begriffe und nötigte uns solche, wo wir sie gebrauchten, zu definieren, bis sie sauber und eindeutig dastanden. Dieses geistige Turnieren war anregend und schärfte den Verstand. Er forderte uns auch auf, uns einen Wahlspruch zu suchen und danach zu leben und zu handeln. Bei all seiner Schulmeisterlichkeit wurden diese Unterhaltungen doch immer im Ton einer ungezwungenen und fröhlichen Kameradschaftlichkeit geführt und trugen auch ihr Teil bei zu der Bereicherung meines damaligen Zustands.

Zu diesem frohen Aufruhr des Geistes, in dem ich mich damals befand, kam ein ebensolcher des Herzens, entfacht durch ein liebes Mädchen, welches einige Wochen im Waldhaus weilte. Sie schien auch mir gut zu sein. In Frau Musikas Reich fanden sich unsere Seelen. Wir musizierten häufig zusammen, und da ward ich erst inne, was für eine wunderbar beredte Sprache die Musik sein kann, wo die Worte versagen. Wenn die beiden Instrumente harmonisch zusammenklangen, jubelten oder klagten, oder in munterem Wechsel sich ablösten, dann erschien mir das wie ein Gleichnis meiner eigenen Empfindungen. Bisher war mir die Musik nicht viel mehr gewesen, als ein wohlgefälliges Spiel; jetzt wurde sie mir Ausdruck und ich erlebte ihr Wesen als Sprache des Unaussprechlichen. Meine Geige wurde mir lieb und ich strebte fortan mit Eifer danach, mein Spiel zu verbessern. Wir hatten bald unsere gemeinsamen Lieblingsstücke, die wir besonders gefühlvoll und herzbewegend spielten. Als die Holde kurz vor Weihnachten wieder nach Hause reiste, lud sie mich ein, in den nächsten Ferien sie und ihre Eltern zu besuchen.

Obwohl nun getrennt und ganz ohne Nachrichten von ihr, liess doch der Jubel, auf den mein Herz gestimmt war, keine Trauer aufkommen. Ein unbeschreibliches Hochgefühl trug mich gerade während dieser Monate der Prüfung. Erfüllt von ihrem Bild und der festen Zuversicht, sie bald wieder zu sehen, war ich stündlich bestrebt, ihrer wert zu sein, und fand darin eine Kraft zum Guten und zur Überwindung der Unlust, die ich früher nicht gekannt hatte. Ich war in meiner ganzen Schulzeit nicht so fleissig, und meine Lehrer waren nie so zufrieden mit mir gewesen, wie in diesem Halbjahr. Mit gleichem Eifer pflegte ich mein Geigenspiel. Das beglückende

Gefühl gesteigerten Lebens und innerer Bereicherung machte mir alles leicht und froh.

Pfingsten kam, das liebeliche Fest, und ich durfte reisen. Zu ihr! Ich wurde auf's herzlichste aufgenommen. Ihre Eltern, denen unsere Zuneigung nicht entging, enthielten sich doch jeder Einmischung, die hätte Konflikte bereiten können; so blieb alles harmlos und unschuldsvoll, unausgesprochen, kaum selbst geglaubt, und doch so beglückend.

Der Frühling stand in schönster Blüte. Tag für Tag schien uns die liebe Sonne, und Tag für Tag wanderten wir. folgten den grünen Tälern, die in's Gebirge hineinlockten, erstiegen Berg um Berg, freuten uns an jedem Moos und jeder Blume, am verwitterten Fels, am lebendigen Wasser, an Eidechsen und Schmetterlingen und Vögeln und fühlten uns ganz eins mit dem Frühling.

Allzu schnell verging die kurze Ferienwoche. Am letzten Tag erstiegen wir eine Höhe, die dem Gebirge vorgelagert einen unvergleichlichen Ausblick nach allen Seiten gewährte. Wir sassen lange dort oben im Grase. Alles was ich in dieser seligen Woche täglich und stündlich beglückt empfunden hatte, erfüllte vor dem Abschied noch einmal heiss und drängend mein Herz. Da konnte ich nicht anders: ich legte meinen Arm um die Geliebte, sah ihr in die lieben bejahenden Augen und küsste sie fest auf den Mund. Zum ersten und einzigen Mal. Mein Glück kannte keine Grenzen mehr.

Als die Sonne sank, und ihre flachen Strahlen das weite schöne Land noch einmal vergoldeten, wandten auch wir uns zu Tal. Wie glückliche Kinder sprangen wir, Hand in Hand, durch den dämmrigen Wald, durch Wiesen und Rebgärten hinunter zu den Siedlungen der Menschen. Wir hatten ein grosses liebes Geheimnis, das uns verband, einen Talisman für die Zeit der Trennung und ein Versprechen des Wiedersehens.

Der nächste Tag führte mich wieder zurück zu Alltag und Pflicht und letzter Anstrengung vor dem Examen. Mein Talisman gab mir Schwung und Kraft und führte mich mit Glück durch diese letzten Wochen und durch's Ziel in die Freiheit.

Ich verliess die Schule, nachdem ich noch in letzter Stunde durch eine ruchlose Tat für meinen Nachruhm an dieser Anstalt gesorgt und zugleich meinen künftigen Beruf angezeigt hatte. Ich hatte heimlich unsere Lehrer konterfeit in schwarzen Schattenrissen, anfänglich ohne böse Gedanken; bald aber hatte mich der Teufel geritten, kleine lächerliche Züge und Gewohnheiten meiner Opfer stärker zu betonen, als es für eine respektvolle und objektive Dar-

stellung erforderte. Die Schattenrisse hatte ich vervielfältigt und als Andenken unter meinen Mitschülern verteilt. Unmittelbar vor dem Beginn des Examens wurde die Tat ruchbar. Der Ordinarius nahm mich in ein scharfes Verhör, das mit dem Befehl endete, ihm meine Missetaten in seine Wohnung zu bringen. Ich musste gehorchen, behielt aber die schlimmsten zunächst in der Tasche. Er betrachtete die Bilder, die ich ihm Gab, mit strenger Miene und fragte dann nach den anderen. Als ich sah, dass nichts mehr zu verheimlichen war, überreichte ich ihm in Gottes Namen auch die letzten. Er betrachtete auch diese zunächst mit immer noch ernstem Gesicht, aber ich sah wie sein Schnauzbart schon verdächtig nach oben zu zucken begann - dann aber liess er plötzlich seine Würde fahren und brach in ein schallendes Gelächter aus. Als er sich wieder gefasst hatte, sprach er: "Die Dinger sind ja so gut, dass ich Sie eigentlich in Arrest stecken müsste! Ich will aber noch einmal Gnade für Recht walten lassen und Sie damit bestrafen, dass ich die Bilder zum Andenken behalte." Dann reichte er mir freundlich die Hand. Ich bat ihn, mich nicht bei seinen Kollegen zu verraten, bevor das Examen beendet wäre, was er mir auch versprach.

Es ging alles glücklich vorüber, und als ich mich danach bei den einzelnen Lehrern verabschiedete, bat mich einer nach dem Anderen ihm sein Konterfei zu überlassen.

Diese Schattenrisse blieben am Karlsruher Gymnasium noch Jahre lang im Umlauf, von den nachrückenden Schülern immer wieder vervielfältigt.

Die Schule lag nun hinter mir. Im köstlichen Gefühl der Freiheit zog es mich nach dem Schauplatz meines holden Pfingsterlebnisses, dessen Erinnerung mich wie ein Traum durch's wache Leben begleitete. Aber es war zunächst nicht angängig, diesem Wunsch zu folgen. Erst nach Monaten sah ich die Geliebte wieder, um zu meinem grossen Schmerz erkennen zu müssen, dass das schöne Band zerrissen war.

Im Herbst des Jahres 1891 kam ich auf die Kunstschule. Ich wohnte nun nicht mehr im Waldhaus, verbrachte aber die meisten Sonntage dort. Es war der letzte Winter meiner lieben Grossmutter. Am 12. April 1892 starb sie nach kurzer Krankheit im Alter von 72 Jahren.

Das Waldhaus wurde ausgeräumt. All die vertrauten Dinge, die für mich untrennbar zum Hause gehört hatten, so lange ich denken konnte, verliessen ihren Platz und verschwanden für immer. Als ich das leere Haus zum letzten Mal verliess, hatte ich das Gefühl, als zöge ich nun in die Fremde, und ich merkte, dass mir die Stadt, in der ich geboren und aufgewachsen war, ohne dieses Haus nicht viel wichtiger war, als irgend eine andere. Mein Heimatgefühl bewegte sich im engen Kreis um das Waldhaus. Erst später, als ich das Leben in der Fremde kennen gelernt hatte, wurde dieser Kreis weiter und umfassender, aber sein Mittelpunkt blieb unverrückt das Waldhaus.